

Wir brauchen Zeit

Mit Aktion Sühnezeichen in Czernowitz
von Kathrin Power



Die Ukraine empfängt uns laut - lange bevor wir an der Grenze sind. Männer und Frauen schreien durcheinander: Eine Familienkomödie läuft in Endlosschleife im Linienbus von Berlin nach Lviv. Wir sitzen direkt unter den Lautsprechern, sechzehn Freiwillige - bereit zur Sühne. Wir reisen in ein Land, das Väter und Großväter als Herrenmenschen überrollt haben.

Unser Ziel ist Czernowitz in der Bukowina, jetzt Ukraine, ehemals Sowjetunion, ehemals Rumänien, ehemals Königreich Galizien, Kronland Österreich-Ungarns, ehemals Russland, ehemals Osmanisches Reich, ehemals Fürstentum Moldau, ehemals Kiever Rus.

Jede Zeit hat ihre Spuren hinterlassen, Häuser, Menschen, Sprachen. Kultur und Barbarei.

Wir kommen, um den jüdischen Friedhof von Czernowitz vom Dschungel zu befreien – eher einen winzigen Teil des Friedhofs. Angelegt im 19. Jahrhundert, ist er mit fünfzigtausend Gräbern einer der größten erhaltenen jüdischen Friedhöfe in Europa. Bis vor kurzem war er vollkommen überwuchert. Die Kinder der Vorfahren sind nicht mehr da, um die Gräber zu pflegen; sie wurden deportiert, ermordet, sind ausgewandert.

Setzen wir ein Zeichen der Sühne, wenn wir in der Hitze Wurzeln ausreißen und Weinranken mit der Sichel hacken oder bringen wir den normalen Friedhofsalltag durcheinander? Sollen wir das investierte Geld nicht eher der Friedhofsverwaltung überlassen, säubern sie vielleicht effektiver mit Kettensäge, Rasentrimmer und Chemie? Erscheint ein überwuchertes Friedhof nicht schöner, verwunschener, ist der Verfall nicht der Lauf der Dinge? Und überhaupt: Ist es eine Anmaßung, Sühne zu wollen für etwas, was zu groß ist, um gesühnt zu werden?

Es sind deutsche Hände mit deutschen Werkzeugen, die einen Weg zur Versöhnung graben wollen. Es sind deutsche Fragen, die nicht immer zu beantworten sind.

Am zweiten Tag kommt Paula aus den USA zu unserer Gruppe. Sie ist zum ersten Mal seit 65 Jahren in Czernowitz. Sie hat diesen Weg gewählt, um die schmerzhafteste Reise in die Vergangenheit anzutreten: Gemeinsam mit den Deutschen auf dem jüdischen Friedhof arbeiten. Wir fällen Bäume, entfernen Ranken, Sträucher, arbeiten uns zu den Gräbern vor. Und wie wir die Grabsteine entblättern und Schriften zum Vorschein kommen, so werden Geschichten erinnert und erzählt. Von Brennnesseln zerkratzt und Mücken zerstoßen, versuchen wir Reihen zu erkennen, abzuzählen, einen Weg zu bahnen auf der Suche nach dem Grabstein des Großvaters. Wir finden blanke Steine, die Schriften verwittert, die Gravuren wie weggewaschen vom Wind, von der Zeit; wie die Erinnerungen - schemenhaft.

Was der Stein wirklich erzählen kann ist in ihm verschlossen. Was Paula erlebt und gesehen hat, ist in den Körper, in die Seele eingraviert und nicht sichtbar.

Es ist gut, dass wir Zeit haben. Paula hat angeboten ihre Geschichte zu erzählen. Sie spricht nicht zum ersten Mal über sich, sie war Lehrerin und ist aktiv im Breman Jewish Museum in Atlanta. Aber hier ist das anders. Hier sind wir in Czernowitz und wir sind Deutsche. Wir sind mitten in der Geschichte.

Czernowitz am 17. August 1941. Die Sperrstunde hatte gerade begonnen, als bei Paulas Mutter Etkä die Wehen einsetzten. Die Hebamme konnte unmöglich kommen: Seit dem Überfall der verbündeten deutschen und rumänischen Truppen am 5. Juli 1941 war es Juden nach 20 Uhr bei Todesstrafe verboten auf die Straße zu gehen. Der Vater wurde schon vorher während der sowjetischen Besatzung vom Geheimdienst NKWD enteignet und verschleppt. So blieb die dreijährige Paula alleine, als ihre Mutter den Mantel mit dem gelben Stern nahm und in die Nacht verschwand.

Das ist Paulas früheste Erinnerung: die bronzene Klinke der Wohnungstür und die Angst in der Nacht. Erst am nächsten Morgen kam die Mutter und mit ihr die neugeborene Schwester. Wenige Monate später im Oktober 1941 trieben die rumänischen Befehlshaber unter Anleitung der deutschen Einsatzgruppen 50.000 Czernowitzer Juden in ein zuvor festgelegtes Ghetto. Von dort starteten die ersten tödlichen Deportationen nach Transnistrien. Wie soll ein Neugeborenes den Todesmarsch überstehen? Wie soll eine Mutter ihre beiden kleinen Kinder auf diesem Höllenweg versorgen?

Der damalige Bürgermeister Traian Popovici konnte den rumänischen Gouverneur überzeugen, dass die Stadt zusammenbräche, wenn alle Juden deportiert würden. So durfte er Ausnahmegenehmigungen ausstellen. Er schrieb so viele Bescheinigungen wie er konnte und rettete damit 20.000 Juden das Leben. Auch Paula und ihre kleine Schwester blieben vorerst verschont.

Im Frühjahr 1942 wurde Traian Popovici abgesetzt und verhaftet. Der begehrte Schein verlor seinen Wert und konnte Paula nicht mehr vor der Deportation nach Transnistrien schützen. Diese neue Provinz in der besetzten Ukraine unter rumänischer Verwaltung diente als riesiges Ghetto und Vernichtungslager. Wer die Massaker und Erschießungen überlebte, konnte am nächsten Tag an Hunger, Kälte oder Typhus sterben. Etkä verließ jeden Morgen die kleinen Kinder, zu schwerer Arbeit im Steinbruch gezwungen. Paula blieb mit ihren vier Jahren allein mit der Schwester zurück. Erst nachts kam die Mutter wieder und stillte das Baby. Jeder Tag war bestimmt von Angst, dass die Mutter nicht wiederkommt. Jeden Tag hoffte sie, dass es aufhören wird, dass es eines Tages vorbei sein wird.

Paula überlebt. Wie viele nicht überlebten, sahen sie, als sie nach Czernowitz zurückkehrten: Fast alle Verwandten und Freunde waren ermordet. Am Schlimmsten war, dass ihr Vater nicht zurückkam. Sie waren staaten- und heimatlos in ihrer Heimatstadt. Etkä beschloss

Czernowitz zu verlassen. Sie schlugen sich nach Süddeutschland zu den amerikanischen Truppen durch. Sechs Jahre lebte Paula im Displaced Persons Lager bevor sie mit Mutter und Schwester in die USA auswanderte.

Es fällt schwer hier über das Erlebte zu sprechen. Leid ist intim. Der nahende Sabbat beendet Paulas Erzählung. Wir brechen zur Synagoge auf. Der Rabbi lädt uns zum Gottesdienst ein.

Es ist gut, dass wir Zeit haben. Zeit zu reden und zu fragen. Doch zehn Tage sind nicht viel, um sich zu öffnen, um all die Gespräche zu führen untereinander, mit der jüdischen Gemeinde, der deutschen Gemeinde. Wir besuchen das jüdische Museum und die ehemalige Pilgerstätte Sadagora. Wir feiern ein Fest in der Sozialstation Hesed. Und wir nehmen die Stadt in uns auf. Täglich neu in vielen kleinen Begegnungen.

Mittags holen wir Brot und Käse vom nahen Markt. „Woher kommen Sie“, fragt die Babuschka, die uns Tomaten aus ihrem Garten verkauft. Aus alter Gewohnheit in Osteuropa nicht deutsch sein zu wollen, sage ich: „Aus Berlin“, korrigiere mich: „Aus Berlin, aus Deutschland.“ „Ach“, sagt die alte Frau strahlend, „Sagen Sie - Ist es nicht gut, dass Hitler weg ist?“ „Ja“, sage ich, „das ist gut, ganz großartig.“ „Und“, fährt sie fort, „ist es nicht gut, dass Stalin weg ist.“ „Ja“, stimme ich zu, „das ist ganz wunderbar“. „Aber jetzt“, fügt sie hinzu, „Alle gehen weg, alle verlassen die Heimat. Das war früher nicht so.“

Ihre Enkelin steht mit ihr am Markt und lächelt. Nein, sie wohne nicht mehr hier. Sie studiert Medizin in Kiev. Jetzt hat sie Ferien und besucht ihre Großmutter.

Abends in der Bar des Hotels. Die Restaurants und Cafes schließen um 23 Uhr, Alkohol auf der Straße ist verboten. Es gibt wenige Cafes, die eine Sonderlizenz haben, um zu feiern, zum Beispiel, um Hochzeiten zu feiern, in Czernowitz scheint es die wichtigste und häufigste Feier zu sein. Aus dem Restaurant dröhnt die Tanzmusik, es ist die dritte Hochzeit an diesem



Wochenende, vor der Tür stehen Hochzeitsgäste und rauchen, hohe und noch höhere Schuhe, die Frauen übertrumpfen sich mit ihrer Garderobe, die Friseure sind übers Wochenende ausgebucht. Vor dem Standesamt stauen sich die Hochzeitspaare, eine Kapelle spielt. Nach der Kirche wiegen sie in einer genau choreographierten Fotosession durch die Stadt, früher vor dem Ehrenmal für die im Kampf gegen den Faschismus im großen vaterländischen Krieg gefallenen Soldaten, heute vor kitschig eisernen Kutschen, vor Blumenkübeln, im gemieteten reich geschmückten Mercedes. Stehend winken sie aus dem Oberdeck in den Camcorder. Der Höhepunkt ist ein runder Platz, in der Mitte wiegt sich das Brautpaar, der Mercedes kreist um sie herum, der Schwager kurbelt das Fenster herunter und dreht die unsterbliche 360° Kamerafahrt: Und wiegen und wiegen und Kuss.

In der Bar treffen wir die Jugend: Dima, Mascha, Schenja. Sie sind mit 19 Jahren keine Jugendlichen mehr, sie sind junge Erwachsene, mitten im Berufsleben oder im Studium. Sie sind sehr interessiert, wollen viel wissen und bieten an uns die Karpaten zu zeigen. Wandern, Klettern, Rafting. „Die Deutschen jedenfalls“, sagen sie, „finden wir gut.“ „Wegen Fußball?“ frage ich. „Nein auch so, die Wirtschaft, die Industrie, alles. Die Deutschen sind bei uns angesehen.“ Ich verzichte für einen Moment auf Schuld, Scham und Vergangenheit und wende mich der Zukunft, der Hoffnung, der Jugend der Ukraine zu: Webdesigner, Architekturstudentin, Transportunternehmer. Ich frage nach der Politik, nach den nationalen Parteien, nach den Wahlen. Sie schweigen. „Wissen Sie, das ist so“ fängt Schenja an, „damals bei der sogenannten Orangen Revolution, da haben wir sehr viel über Politik gesprochen. Wir haben gestritten. Wir haben so sehr gestritten, dass darüber Freundschaften entzwei gebrochen sind. Jetzt reden wir nicht mehr über Politik.“

Vielleicht muss man erstmal schweigen, wenn etwas so brüchig ist.

Am Ende haben wir fast 500 Gräber gereinigt. Ja, es ist ein Zeichen. Etwas Unsichtbares ist sichtbar geworden. Was im grünen Dunkel lag, kommt ans Licht. Es ist schon lange da, lange vor uns. Und wird auch da sein, wenn wir längst wieder im Bus sitzen. Wir sind müde und irgendwie froh. Die 15-Stunden-Busfahrt ist lächerlich kurz und wir lieben lautstarke russische Komödien.

Paula hatte sich vor der Reise gefragt, wer diese Deutschen sind und warum sie dort hinfahren. Jeder hat wohl seine eigene Antwort gegeben. Ich aber stehe wieder am Anfang und tauche ein in die Geschichte dieser Stadt, in ihren Reichtum und ihre schreckliche Tragödie. Ich brauche Zeit.

